



ELKE WEIGEL

Tod und Irrtum

Historischer Roman

SPAWUNG

GMEINER





ELKE WEIGEL
Tod und Irrtum

UNTER VERDACHT Stuttgart im Mai des Jahres 1910. Als Henriette Haag nach einer längeren Reise wieder zu Hause ankommt, wird gerade ihre junge Haushälterin Magdale blutüberströmt in die Klinik abtransportiert. Der Arzt spricht von einem Suizidversuch, doch die Blutspuren, die Henriette in Magdales Bett findet, deuten auf eine Abtreibung oder Fehlgeburt hin. Als auch noch ein Toter entdeckt wird und Magdale unter Mordverdacht gerät, glaubt nur Henriette an die Unschuld ihrer Angestellten. Sie sucht die Unterstützung ihrer Freundinnen, die wissen müssten, was während ihrer Abwesenheit vorgefallen ist. Doch die schöne Felise ist damit beschäftigt, sich vom berühmtesten Maler Stuttgarts porträtieren zu lassen, und Josefine, die Frau des Arztes, plagt sich mit Eifersuchtsgefühlen. Seit dem Tod ihres Mannes hat sich Henriette intensiv mit den Geheimnissen der Psychoanalyse beschäftigt und mit ihrem neu erworbenen Wissen um die Macht des Unbewussten, von freudschen Versprechern und anderen Irrtümern, beschließt sie, den Mörder ausfindig zu machen.



Elke Weigel ist Diplom-Psychologin und Tanztherapeutin und lebt in Stuttgart. Neben ihrer psychotherapeutischen Tätigkeit verfasst sie Fach- und Sachbücher. Seit einigen Jahren schreibt sie historische Romane und Krimis. Zur Zeit ihres historischen Krimis ist die Psychoanalyse noch eine junge Wissenschaft und spannende Irrtümer tragen zur Mordaufklärung bei.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Der Traum der Dichterin –
Die Sehnsucht der Annette von Droste-Hülshoff (2015)
Eissommer (E-Book Only, 2015)

ELKE WEIGEL

Tod und Irrtum

Historischer Roman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung des Bildes Stuttgart – Hoftheater 1912 © ullstein bild
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5067-9

**1. TAG:
MITTWOCH, 25.5.1910**

HEIMKEHR

WERTER DOKTOR FREUD,

in weniger als einer Stunde erreiche ich meine Heimatstadt, und Sie wären erfreut zu sehen, wie zuversichtlich und voller guter Vorsätze ich meiner Zukunft entgegen gehe. Da ich keine Antwort auf meine Schreiben an Sie erhalten habe, muss ich annehmen, dass meine Post aus Madras nicht zugestellt wurde, dennoch erspare ich Ihnen einen ausführlichen Bericht meines Aufenthalts in Indien, um nicht Gefahr zu laufen, Sie mit Wiederholungen zu ermüden. Nur so viel, und das ist mir äußerst wichtig zu betonen, Ihr Rat, mich auf Reisen zu begeben, hat sich als überaus wertvoll erwiesen. Die exotischen Eindrücke haben mit dazu beigetragen, dass ich den Schmerz über das Ableben meines Gatten überwunden habe. Natürlich wäre dies alles ohne den vorangegangenen Aufenthalt in Wien nicht möglich gewesen. Ihre Redekur und die intensive Lektüre Ihrer Schriften, die ich auf meinen Schiffsreisen genießen durfte, haben mir neue Horizonte eröffnet. Schon von Hamburg aus, gleich nachdem ich das Schiff verlassen hatte, habe ich einen Handwerker beauftragt, ein modernes Badezimmer in meinem Haus zu installieren. Komfort, das habe ich bei Ihnen erkannt, steht einer umsichtigen Haushaltsführung nicht im Wege. Sie haben das natürlich niemals so benannt, sondern von den sexuellen Trieben und dem Unbewussten gesprochen, aber ich sehe dies als ersten Schritt, meine Bedürfnisse nicht mehr zu unterdrücken, was Sie als äußerst bedeut-

sam für die Erhaltung meines seelischen Gleichgewichts befunden haben.

Immer noch hadere ich jedoch damit, in welcher Form ich mein gesellschaftliches Leben in Stuttgart wieder aufnehmen werde. Aber schon bald kann ich Ihnen mehr darüber berichten.

Grüßen Sie Ihre werte Gattin, die Kinder ebenso wie Ihre Schwägerin.

Hochachtungsvoll

Henriette Haag

Als hätte sie mit Schüttelfrost geschrieben! Henriette zerknüllte den Briefbogen, schraubte ihren Füllfederhalter zu und legte ihn in ein mit Samt ausgeschlagenes Etui. Das gleichmäßige Rattern über die Gleise zerrte an ihrer Stimmung. Sie hatte genug von Zügen. Tagelang hatte sie durch verschmierte Scheiben die Landschaft vorbeirauschen sehen, und dennoch stieg ihre Gereiztheit, als sie die ersten Orte vor Stuttgart erkannte.

Monate war sie fort gewesen. Jeder in Stuttgart würde das erwähnen, vermutlich stand sogar schon in der Zeitung, dass sie heute zurück kam, und die Gesellschaft erwartete einiges von Frau Kommerzienrat – der Witwe. Sie blieb Witwe, daran war nicht zu rütteln, auch wenn sie sich an den Gedanken gewöhnt hatte, dass Richard nicht mehr bei ihr war, auch wenn sie sich nicht alt fühlte – sie war immerhin erst 45 – und auch wenn sie Pläne hatte. Ganz andere, als für eine Witwe vorgesehen waren.

Endlich fuhr der Zug in die Bahnhofshalle ein, und Henriette packte entschlossen den Horngriff ihrer Reisetasche und verließ das Abteil.

Die Droschke erreichte die Uhlandshöhe, wo die Gerokstraße steil anstieg, und Henriette wurde gegen das Rückenpolster gedrückt. Als sie um die Kurve fuhr, sah sie an der Abzweigung zur Wagenburgstraße das Haus, das in den Hang hineingebaut und erhaben über der Straße aufragte.

Mein Haus. Es gehörte jetzt ihr. Alles war seins gewesen, aber Richard war nicht mehr.

Das Haus mit Walmdach war weiß gestrichen, die Fensterlaibungen und Stuckornamente am Giebel cremefarben. Zwei Türen im ersten Stock führten auf einen Balkon mit schmiedeeisernen Jugendstilblüten am Geländer. Darunter das Fenster des Arbeitszimmers und die Eingangstür aus Eichenholz. Ein geschwungener Weg mit einzelnen Stufen dazwischen führte hinab zum Tor, das weit offen stand und vor dem sich einige Leute drängten.

Erst als die Droschke hielt, erkannte sie, dass Nachbarn und einige Unbekannte vor dem Haus standen, und es nicht die Handwerker waren. Ein Empfang? Sie hatte doch ausdrücklich darum gebeten, kein großes Tamtam zu veranstalten.

Ein wirklich hässliches Kreischen drang aus ihrem Haus, und Henriette wurde klar, dass niemand *sie* beachtete, sondern alle zu ihrer Haustür hinaufstarrten, woher dieses infernalische Gebrüll kam. Selbst der Kutscher war vom Bock gesprungen und begann mit einem der Männer zu sprechen, statt ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Einer der Wagen vor dem Haus mit einem kräftigen Schwarzwälder war mit Rohren und einem Badeofen beladen, doch der andere Wagen gehörte sicher nicht dem Klempner. Es war ein Sanitätswagen.

Henriette stieg allein aus, bahnte sich einen Weg zwischen den Leuten hindurch, die nicht aufhören wollten, in ihren Garten zu glotzen.

»Was ist hier los?«, fragte sie mehrmals, doch keiner beachtete sie. Das Geschrei kam näher, und gerade, als sie das Tor erreicht hatte, teilte sich die Menge, ein Korridor aus Menschenleibern entstand, und sie glaubte schon, sie sei endlich erkannt worden, doch da wurde eine Frau heraus getragen. Zwei Männer versuchten, sie zu bändigen, doch es gelang kaum. Ein verzweifelt zappelndes Wesen. Nackte Füße, ein weißes Nachthemd, ganz voller Blut, und da erkannte sie zwischen den wirr herumfliegenden blonden Haaren ihre Haushälterin.

»Magdale!« Henriette ließ die Reisetasche fallen. »Was ist passiert?«

Einen Moment beruhigte sich Magdale, schien sie anzusehen oder doch an ihr vorbei? Schon begann sie wieder zu brüllen. Ein Mann rempelte Henriette an, sodass sie gegen eine andere Person gestoßen wurde. Die Träger hoben Magdale in den Kastenwagen, bevor die Tür zugeschlagen wurde, sah Henriette noch, wie sie von einem der Sanitäter auf einer Liege festgeschnallt wurde.

Henriette packte den anderen am Ärmel.

»Das ist meine Bedienstete! Was ist passiert?«

»Sie sind Frau Kommerzienrat?« Er wischte sich mit einem Taschentuch Stirn und Nacken.

»Jawohl! Was ist passiert?«

»Gnädige Frau, das wissen wir noch nicht, die Handwerker haben sie blutend in ihrem Zimmer gefunden. Sie muss schnell versorgt werden.« Er stieg auf den Kutschbock und schnalzte mit der Zunge. Das Pferd ruckte mit dem Kopf, zog an und trabte davon.

Die Gaffer hatten sich schon teilweise zerstreut, nur ein paar Nachbarn standen noch herum, tuschelten und beäugten sie neugierig. Mit einem Schlag war Henriette entsetzlich heiß und der Boden schien zu schwanken. Sie sah sich nach der Droschke um, doch die war verschwunden. Sie hatte nicht einmal bezahlt.

Es war Felise, ihre Nachbarin und Freundin seit Kindertagen, die zu ihr eilte und sie fürsorglich ins Haus führte. Überall lagen Gerätschaften und Eisenrohre herum. Die Handwerker drängten hinter ihr herein, und ein Dienstmann mit blauer Schildmütze verneigte sich vor ihr.

»Gnädige Frau, wohin soll das Gepäck gebracht werden?«

»Welches Gepäck?«, fragte Henriette, und im gleichen Moment fiel ihr ein, dass es die Koffer und Kisten sein mussten, die sie vom Schiff mit einer Extrapost verschickt hatte. Sie wies den Dienstmann an, ihre Sachen in das Arbeitszimmer ihres Mannes zu stellen, das sich gleich neben dem Eingang befand.

Sie fragte den Klempnermeister darüber aus, was passiert war, doch er antwortete nur sehr unwirsch, dass es ein Glück gewesen sei, dass sie die Kaminklappe gesucht hätten, die sich in der Kammer des Frauenzimmers befand.

»Sonst wär se verblutet, Frau Kommerzienrat.«

Weil er schon genug aufgehalten worden sei, wollte er weitermachen, brauchte den Schlüssel zum Keller, und einer der Handwerker fragte nach Eimer und Kehrwisch, ein anderer bat um die Erlaubnis, einen Karren in den hinteren Garten schieben zu dürfen, damit sie dort den Schutt einfüllen konnten. Noch bevor sie ihren Reisemantel ausgezogen hatte, begann um sie herum ein geschäf-

tiges Hämmern und Schlagen. Eine Wand musste eingeschlagen werden, da der Raum der Toilette für ein Badezimmer zu klein war.

In der Küche setzte sich Henriette auf die Bank und legte die Arme auf den sauber geschrubbten Tisch, an dem Magdale normalerweise Gemüse putzte und Teig knetete. Die graue Schürze, die sie zum Spülen und Putzen umband, hing wie immer am Haken neben der Tür zur Speis.

»Das verrückte Ding hat sich schwer verletzt.« Felise füllte den Kessel mit Wasser und machte Feuer im Herd. »Der Meister hat sofort nach der Ambulanz geschickt, und als sie sie hinaus getragen haben, ist sie wieder zu sich gekommen.«

»Du hast mir doch geschrieben, es steht alles zum Besten. Hier. In meinem Haus.« Solange es Richards Haus gewesen war und sie *unser* Haus gesagt hatte, war alles vorbildlich und geordnet abgelaufen.

»Ich habe immer nach dem Rechten gesehen, da kannst du sicher sein«, entgegnete Felise mit beleidigtem Unterton.

»Ja ist dir denn nichts aufgefallen?«

Felise neigte dazu, aus dem geringsten Anlass heraus gekränkt zu sein. Man sah das an ihrer leicht vorgeschobenen Unterlippe und wie sie den Blick abwandte und geschäftig Tassen und Unterteller aus dem Schrank holte und auf den Tisch stellte. Sie war so alt wie Henriette, wirkte aber durch ihre zierliche Statur wie ein junges Mädchen. Vielleicht lag es auch an den vielen Rüschen, mit denen ihr helles Kleid besetzt war.

»Wann hast du sie das letzte Mal gesehen?«, fragte Henriette.

»Gestern. Gestern Nachmittag. Da habe ich kontrolliert, ob sie dein Bett frisch bezogen hat und auf dem Markt gewesen ist. Ich hab sie daran erinnert, auch ja den Dreck wegzukehren, den die Handwerker gemacht haben. Ich habe ...«

»Und wie hat sie ausgesehen?«, fiel ihr Henriette ins Wort.

»Wieso ausgesehen?«

»War sie vergnügt oder bedrückt?«

»Woher soll ich das wissen? Ich habe genug damit zu tun gehabt, ihr Anweisungen zu geben, alles musste ich dreimal sagen.«

»Hat sie nicht zugehört?«

»Sie ist dauernd hin und her gelaufen und hat mich ganz verrückt gemacht.«

»Das ist allerdings seltsam.«

Henriette trank ein paar Schlucke von dem Kaffee, den Felise vor sie hingestellt hatte, doch sofort schoss eine weitere Hitze durch sie hindurch, und sie spürte, wie ihr das Wasser zwischen den Brüsten hinunterlief. Sie stand auf, und während sie in die Speis schaute, öffnete sie den obersten Knopf an ihrer Bluse und fächelte sich ein wenig Luft zu.

Im oberen Stockwerk krachte es mehrfach, und Henriette zuckte zusammen.

»Was meinst du, wo haben sie Magdale hingbracht?«

»Das nächste Krankenhaus ist das Karl-Olga-Krankenhaus.«

Henriette knöpfte ihre Bluse wieder zu und ging zur Tür.

»Wo gehst du hin?«

»Nach Magdale sehen. Ich brauche sie hier.«

KARL-OLGA-HOSPITAL

SIE MUSSTE NICHT LANGE WARTEN. Ein paar Minuten, nachdem sie der Olgaschwester ihr Anliegen verkündet hatte, kam Doktor Altmüller den Flur entlang geeilt. Seine Sohlen quietschten auf den Steinfliesen, und die Seitenteile seines offenen weißen Mantels wehten hinter ihm her.

»Beste Freundin, wie schön, Sie wohlbehalten wieder-zuhaben! Wie war die Reise? Sie sehen aus wie das blühende Leben.« Er schüttelte ihr beide Hände.

Sie kannten sich, seit er mit Josefine verheiratet war, ihrer Freundin aus dem Konfirmandenunterricht. Mehr als 30 Jahre. Zwei Kinder hatte er ihrer Freundin beschert, und sie bemerkte mit Genugtuung, dass er nun selbst einen dicken Bauch vor sich herschob.

»Danke, danke. Hat sich Magdale beruhigt?«

»Was für ein unerfreulicher Empfang wurde Ihnen bereitet! Das tut mir sehr leid. Brauchen Sie ein Stärkungsmittel?«

»Das ist sehr nett von Ihnen, aber ich brauche nichts, nur Magdale, ich will sie abholen.«

»Das geht leider nicht. Sie hat einen Schock erlitten und wir müssen sie beobachten, bis die Krisis überwunden ist.«

»Was für eine Krisis?«

»Der Selbstverstümmelung könnte eine beginnende Dementia praecox zugrunde liegen, eine Schizophrenie, daher müssen wir sie vorerst verwahren.«

»Selbstverstümmelung? Magdale ist die vernünftigste Person, die ich kenne. Und Sie wissen doch auch, wie tüchtig sie ist.«

Altmüller bekam rote Flecken auf den teigigen Wangen und dem Doppelkinn. »Ich verstehe ja, dass Sie das in Aufregung versetzt, liebe Frau Haag. Ich habe gehört, dass Sie die Handwerker im Haus haben, und da vermissen Sie sicher die gewohnte Bequemlichkeit. Ich würde vorschlagen, Sie besuchen meine Frau, sie wird Ihnen unsere Anna für ein paar Stunden vorbeischicken, damit sie Ihnen zur Hand gehen kann.«

Henriette zählte die Fliesen, links von ihren Füßen lagen fünf, rechts drei. Weiße, sauber geschrubbte Fliesen von Wand zu Wand. Dann hob sie den Kopf.

»Sie haben sicher nichts dagegen, wenn ich Magdale einen kurzen Besuch abstatte.«

Altmüller holte so tief Luft, dass sie sehen konnte, wie sein Bauch sich hob. Seine Pupillen wanderten blitzschnell hin und her, und mit einem pfeifenden Ausatmen nickte er schließlich.

»Hier entlang, bitte sehr.« Sie verließen das Gebäude am Ende des langen Flurs durch eine hohe Doppeltür, überquerten den Innenhof, wo geschäftiges Treiben herrschte. Von einem Karren wurden Kisten mit Gemüse abgeladen, ein Mann in grauem Arbeitskittel zog einen Handwagen mit Schmutzwäsche über den Kies, und zwei andere hievten Kohlesäcke von einem Fuhrwerk auf ihre Rücken und ließen sie ein paar Schritte weiter durch eine Luke in einen Keller rutschen.

Altmüller wies sie auf herumliegende Pferdeäpfel hin, als hätte sie schwache Augen, und Henriette fragte sich, warum er so nervös war.

»Unser Krankenhaus gehört zu den modernsten des Landes, und wir führen die Frauenhilfsorganisationen, die fleißig für uns tätig sind, gerne durch die Krankensäle, diese Station ist allerdings ...«, er zögerte und öffnete eine weitere Doppeltür, »nicht repräsentativ für unsere Einrichtung. Damit Sie mich richtig verstehen.«

»Seien Sie ganz beruhigt, ich will ja keinen Bericht im Frauenjournal veröffentlichen. Nur mit Magdale sprechen.«

Er hielt ihr die Tür auf und sie betraten einen Saal mit etwa zehn Betten. Ein scharfer Geruch nach Desinfektionsmittel schlug ihr entgegen, vermischt mit Uringestank und den ekelhaften Ausdünstungen kranker Menschen. Es herrschte große Unruhe. Eine Schwester mit weißem Häubchen und Schürze flitzte mit einer Bettenschüssel an ihnen vorbei. Ein Krankenwärter wischte den Boden um eines der Betten und ein anderer bezog eine Matratze neu, während die Frau, die offensichtlich dort hinein gehörte, nur mit einem Hemd bekleidet auf einem Stuhl saß und zitterte. Die Augäpfel nach oben gerollt, sah man nur das Weiße. Ihre Wangen waren eingefallen, die Lippen nach innen gezogen, als hätte sie keine Zähne mehr im Mund, dabei war sie sicher noch nicht alt.

»Hysterie«, sagte Altmüller. »Hat während ihrer Anfälle nichts mehr unter Kontrolle, Sie verstehen.«

Im nächsten Bett lag stocksteif eine Frau, und irgendetwas war merkwürdig an ihrer Haltung. Als Henriette weiter ging, sah sie, dass ihr Kopf das Kissen nicht berührte.

»Katatonie. Das kann Stunden und Tage anhalten. Endstadium der Schizophrenie, wenn Fieber dazu kommt, ist der Verlauf meistens tödlich.«

Henriette war noch nie im Krankenhaus gelegen. Ihre

Kinder hatte sie zu Hause entbunden, im gleichen Bett, in dem auch ihr Mann verstorben war. Wenn eins ihrer Kinder krank geworden war, hatte sie Doktor Semmler gerufen, den Hausarzt, der sie schon behandelt hatte, als sie selbst noch ein kleines Mädchen gewesen war. Mumps und Scharlach, infektiöses Fieber und Hautausschläge, alles hatte sie überstanden, ihre Kinder gepflegt und zudem alte Hausmittel angewendet. Von den Zuständen in einem Krankensaal hatte sie sich keinen Begriff gemacht. Ihr Schritt wurde immer zäher und langsamer. Die Frauen weinten, stöhnten oder redeten vor sich hin. Kaum eine schlief, die meisten rutschten unruhig unter den weißen Bettdecken herum.

Altmüller nannte noch weitere Diagnosen mit dramatisch leiser Stimme. Zu ihrer Erleichterung öffnete er am Ende des Saals eine weitere Doppeltür, von der aus sie in den nächsten Flur gelangten.

»Magdale habe ich in einem Einzelzimmer untergebracht«, erklärte er mit Freude in der Stimme, während sie eine Steintreppe hinaufstiegen. »Das ist das Mindeste, was ich für Sie tun kann, liebe Freundin.«

Privatstation stand auf der schweren weißen Tür, die er öffnete, sie kamen in einen weiteren langen Flur, aber hier herrschte Stille, es roch nach Zitronen und nur eine Krankenschwester kam ihnen mit ruhigem Schritt entgegen.

»Das ist Schwester Elisabeth, meine tüchtige neue Kraft, sie ist hier in unserer eigenen Schwesternschule ausgebildet worden.«

Vielleicht ein bisschen zu frisch, dachte Henriette, das brünette Mädchen konnte kaum 20 sein. Erstaunlich, dass die jungen Dinger heutzutage alle arbeiten gingen. Sie war in diesem Alter schon verheiratet gewesen.

Dann betrat sie das Krankenzimmer, wo alles weiß schimmerte, sogar das Licht durch die milchigen Scheiben. Henriette umklammerte das eiserne Bettgestell am Fußende und konnte nicht glauben, dass das Magdale sein sollte. Steif lag sie da, die verbundenen Handgelenke auf der Decke abgelegt, und starrte geradeaus. Ihre Augen müssten Henriette erblicken, doch sie zeigte keine Regung des Erkennens, oder ob sie überhaupt etwas wahrnahm.

»Sie spricht nicht und reagiert auch nicht auf Ansprache«, sagte Doktor Altmüller. »Ein sehr schlechtes Zeichen, leider muss ich Ihnen das sagen.«

»Sie reagiert nicht?« Henriette beugte sich ein wenig vor und flüsterte: »Magdale, was machst du für Geschichten? Ich hab mich auf dich verlassen. Du musst zur Vernunft kommen. Zu Hause wartet eine Menge Arbeit auf dich.«

Altmüller zog seine Uhr aus der Westentasche und ließ sie aufschnappen.

»Was werden Sie mit ihr tun?«, fragte Henriette.

»Wir können nur abwarten. Wenn sie bis morgen nichts isst, wird sie mit einem Schlauch zwangsernährt. Die Nahrung wird zu Brei zerkleinert, und damit die Patientin nicht erstickt, wird ihr Hals massiert, das löst dann in der Regel den Schluckreflex aus. Das haben wir häufig, keine Sorge.«

Henriette wollte das alles gar nicht so genau wissen, aber Altmüller hatte sichtlich Freude daran, sie mit diesen Grauslichkeiten zu erschrecken.

»Und wenn wir davon ausgehen, dass sie ruhig bleibt, was geschieht dann?«, fragte sie.

»Dann wird sie auf die Station für Nervenranke verlegt. Dort herrscht ein geregelter Tagesablauf, mit festen

Zeiten für Essen, Waschen, und so weiter. Patienten, denen es besser geht, können aufstehen und sich im Tagesraum aufhalten. Sollte das nicht ausreichen, bekommt sie Beruhigungsmedikamente. Die meisten können schon nach kürzester Zeit zu leichten Arbeiten angehalten werden.« Er lachte freudlos. »Arbeit ist die beste Medizin, das Sprichwort stimmt auch hier. Aber nun muss ich weiter.«

Er begleitete Henriette bis zum Portal, wo die Droschke auf sie wartete. Ihr fiel auf, dass sie den Krankensaal nicht noch einmal durchqueren mussten.

»Es wird wohl besser sein, Sie schauen nach einer anderen Hilfe. Es dauert womöglich lange, bis sie entlassen werden kann, wenn überhaupt.«

Henriette fand, er sagte das in einem seltsam nervösen Tonfall, die kleinen Äuglein ganz schmal in seinem dicken Gesicht.

MAGDALES GEHEIMNIS

ALS HENRIETTE VOR IHREM HAUS aus der Droschke stieg, wünschte sie sich einen Fächer. Sie schwitzte mehr als in Indien. An den Bäumen in ihrem Vorgarten zeigten sich die ersten hellen Blätter, aber die Blumenpracht, die sonst ihr ganzer Stolz gewesen war, lag zerquetscht unter Putzstaub, Sand und Steinen. Die Haustür stand sperrangelweit offen, und die Mauern schienen vom Gehämmer zu erbeben. Ein Bub in kurzen Hosen schleppte zwei Eimer mit noch mehr Schutt an ihr vorbei und grüßte artig.

»Sag mal, du bist doch noch zu jung, um Lehrling zu sein?«, fragte sie, als er mit den leeren Eimern zurückkam und die Schuhe ordentlich auf der Matte abtrat, was sie als Zeichen des Respekts ihr gegenüber auffasste, denn der Boden des Flurs war so schmutzig, dass dies überflüssig war.

»In zwei Jahren krieg ich die Lehrstelle, gnädige Frau. Aber ich helf meinem Vater jetzt schon nach der Schule und in den Ferien«, erklärte er leise, ohne sie anzusehen.

»Das ist sehr ordentlich, sehr schön.« Sie nickte ihm zu und er eilte weiter. Ein gut erzogener Junge. Sie zupfte die Handschuhe von den Fingern und tastete nach der Hutnadel. Im Garderobenspiegel sah sie, dass ihr Gesicht gar nicht so gerötet war, wie sie befürchtet hatte. Ein Bad, sie wünschte sich ein Bad!

Als sie in die Küche kam, sah sie, dass das Feuer wieder ausgegangen war. Keinesfalls konnte sie jetzt Wasser

aufwärmen und sich in die Zinkwanne legen, während überall Männer herumwuselten.

Felise hatte das Geschirr in die Spülwanne gestapelt, die Gute. Und nochmals schaute Henriette in die Speis, irgendwas war ihr vorhin seltsam vorgekommen. Die Kiste für die Kartoffeln war voll, und auch die Dosen für Kaffee, Tee und Zucker hatte Magdale aufgefüllt. Brot, Karotten und Eier fand sie so vor wie immer. Warum hatte sie vorhin gedacht, dass Magdale nichts eingekauft hatte?

Das Fleisch! Es war kein Fleisch da. Nur ein Ring Trockenwurst und ein Stück Schinken hing von der Decke. Das war es, was sie irritiert hatte.

Neben der Küche führte eine Treppe hinab in den Keller, wo sich auch die Waschküche befand. Dort war alles sauber und ordentlich aufgeräumt. Henriette hob den Deckel des Einweichtopfes an, und noch bevor sie mit dem Holz darin herumstocherte, erkannte sie, dass das Wasser blutig war, reichlich blutig. Es waren Monatsbinden und Unterröcke von Magdale. Sie ließ den Deckel zurück auf den Topf fallen.

Sämtliche Wäsche wurde von einer Frau aus Botnang abgeholt. Da Henriette es sich leisten konnte, musste Magdale nicht im zentralen Waschhaus schufteln, und ihre Waschküche wurde nur zum Sammeln der Schmutzwäsche verwendet.

Die Kammer ihrer Haushälterin lag im Dachstock, neben dem Hauptkamin. So hatte Magdale es einigermaßen warm, auch im Winter. Die Luke stand noch offen, aber anscheinend hatten die Männer in diesem Raum nun nichts mehr zu tun. Henriette schloss die Zimmertür, was allerdings nicht viel gegen den Lärm der Handwerker

half, und sah sich in der Kammer mit der Dachschräge und einer kleinen Gaube um.

Die Bettdecke lag auf dem Boden, das Laken auf dem Bett war blutgetränkt. Aber nur an einer Stelle, in der Mitte, etwa da, wo Flecken entstanden, wenn Frauen unpässlich waren und die Blutung nicht erwartet hatten. Henriette starrte eine Weile auf den Fleck, der am Rand schon eingetrocknet und braun verfärbt war, in der Mitte aber immer noch hellrot. So viel Blut!

Sie sah sich um. Seit 15 Jahren lebte Magdale hier. Mit 14 hatte sie sie eingestellt, weil sie einen wachen Blick hatte, eine schnelle Auffassungsgabe und trotz ihrer Magerkeit so kräftig wirkte, dass man ihr das Putzen, Einkaufen und Kochen auftragen konnte. Henriettes Einschätzung hatte sich als richtig erwiesen. Magdale hatte ein fröhliches Gemüt, sang gerne bei der Arbeit und lachte mit allen, die die Notwendigkeiten des Alltags ins Haus führten. Es war gut mit ihr auszukommen. Vielleicht lachte sie ein bisschen viel und laut mit den Männern, aber das sah Henriette ihr nach. Denn sie war fast 30 und hatte ein bisschen Spaß verdient. Auch rechnete Henriette damit, dass sie eines Tages heiraten könnte, so war das Leben, dann würde sie sich eine neue Haushälterin suchen müssen.

Aber noch stand Magdale in ihren Diensten, sie war für sie verantwortlich, und mit diesem Gedanken begann sie die Schubladen des Nachttischs aufzuziehen. Kamm, Bürste, Haarnadeln, ein billiges Duftwässerchen neben einer Bibel. Darunter ein Handspiegel, den ihr Henriette geschenkt hatte. Im unteren Schrankfach befand sich nur der Nachttopf. Alles so, wie es sein musste.

In der Kommode lagen Magdales Schürzen und Blusen, gebügelt und gefaltet, in den zwei großen Schubladen;

ihre Wäsche und Strümpfe in den oberen kleinen. Nichts Auffälliges. Die Aussteuer, für die Magdale sparte, so wie alle angestellten Mädchen es taten, bestand aus bestickten Taschentüchern und ein paar Handtüchern, die sie mit einem Seidenband zusammengebunden in der untersten Schublade aufbewahrte. Es gab zwar keinen Bräutigam, aber der würde sich schon noch einstellen.

Die Waschschüssel und der Krug auf der Marmorplatte der Kommode stammten aus Henriettes alter Toilettegarnitur, die sie benutzt hatte, bevor sie zur Hochzeit eine neue geschenkt bekommen hatte. Neben dem schweren Porzellan mit Goldrand stand eine Teedose aus Blech, deren unterer Rand Rostspuren zeigte. Auch wenn die Marmorplatte an einer Ecke abgestoßen war, mochte es Henriette gar nicht, wenn man nicht pfleglich mit ihren Sachen umging. Ja, fast alles in dieser Kammer war einmal in ihrem Besitz gewesen und Magdale überlassen worden. Roststreifen auf Marmor ließen sich kaum entfernen. Henriette riss die Teedose hoch, dabei fiel der Deckel ab und ein einzelner Knopf rollte über die Platte. Unwillkürlich griff sie danach und erwischte den geprägten Silberknopf. Sie drehte ihn zwischen den Fingern und betrachtete das eingravierte Wappen.

Heiß schoss es in ihre Wangen.

»Mädle, was hast du gemacht?«